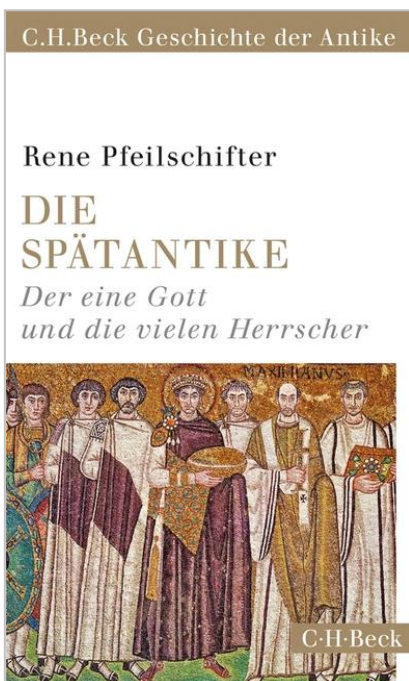


Unverkäufliche Leseprobe



Rene Pfeilschifter

Die Spätantike

Der eine Gott und die vielen Herrscher

304 Seiten mit 6 Abbildungen und 8 Karten.
Klappenbroschur

ISBN: 978-3-406-66014-6

Weitere Informationen finden Sie hier:

<http://www.chbeck.de/13088923>

Eine oder zwei Naturen Christi? Der Verlust der Glaubenseinheit

Im Osten des Reiches verlief die politische Entwicklung ungleich geordneter. Das heißt nicht, daß es nicht auch dort starke Erschütterungen gegeben hätte. Im Jahr 400 kontrollierte der rebellische General Gainas für drei Monate den Kaiser und Konstantinopel. Die Hunnen zwangen auch den Osten auf die Knie. In der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts drohten ebenfalls mächtige Generäle den Kaiser in den Schatten zu stellen. Gerade zu der Zeit, als das westliche Kaisertum zugrunde ging, wurde Konstantinopel von gleich zwei erfolgreichen Usurpationen erschüttert. Doch das wurde ausgestanden, die politische Krise betraf einzelne Kaiser, nicht das Kaisertum an sich. Die Provinzen entwickelten sich gedeihlich. Es gab nur einen kurzen Krieg mit den Persern, die Stellvertreterkonflikte in den Pufferregionen Armenien und Arabien blieben im Rahmen, die gelegentlichen Einfälle von barbarischen Völkern über den Kaukasus vermochten die Prosperität nicht dauerhaft zu stören. Vor allem die lange Regierungszeit Theodosius' II. von 408 bis 450 wirkt, auch ohne Vergleich mit dem Westen, wie eine Zeit großer Stabilität. Kein einziger Usurpator erhob sich, das Recht wurde auf eine neue Grundlage gestellt, das Reich blieb von allzu vielen Mißernten und Naturkatastrophen verschont. Ausgerechnet in jener Zeit brach der Streit um den rechten Glauben erneut aus, oder, wie Otto Seeck es formuliert hat: Es gab «neue Ketzereien».²⁸

Nach der Diskreditierung der Homöer hatte sich das Dogma von Nikaia allgemein durchgesetzt. Die wenigen verbleibenden Abspaltungen waren Splittergruppen – die Donatisten in Africa ausgenommen. Der homöische Glaube kehrte zwar mit den Ger-

manen zurück, blieb aber trotz der Bemühungen eines Geiserichs auf diese Minorität beschränkt. Kirchenpolitische Streitigkeiten drehten sich in den ersten Jahrzehnten nach 395 vor allem ums Personal (Bischofsernennungen und -absetzungen) und um Einfluß (Grenzen von Kirchenprovinzen und Gerangel zwischen Rom, Konstantinopel, Antiocheia, Alexandria). Die dogmatische Auseinandersetzung aber ruhte. Dabei war trotz oder gerade wegen des Sieges der Nizäner noch vieles unklar. Das Verhältnis des Sohnes zum Vater war geklärt, aber wie stand es mit der Natur Christi selbst? Wenn Jesus Gott war, der für uns Mensch geworden war, wie verbanden sich das Göttliche und das Menschliche in ihm? Aus dem Neuen Testament war die Antwort, wie üblich, nicht eindeutig ersichtlich. Das Problem beschäftigte viele kluge Geister rund um das Mittelmeer, und das war so lange keine Schwierigkeit, als diese Männer nicht aufeinandertrafen und feststellten, daß ihre Lösungen voneinander abwichen.

Im Jahre 429 installierte Theodosius den antiochenischen Priester Nestorios als neuen Bischof Konstantinopels. Nestorios war ein großer Prediger, aber er machte sich mit seiner Strenge nicht viele Freunde in Volk, Klerus und Mönchtum. Selbst Theodosius' Schwester Pulcheria, die sich über die Jahre als eine Art jungfräuliche Kaiserin eine Sonderstellung in der Kirche aufgebaut hatte, stieß er vor den Kopf, als er ihr den Zutritt zum Altarraum verweigerte. Der Kaiser selbst stand aber treu zu seinem Bischof, und das mag diesen ermutigt haben, theologischen Fortschritt zu erzielen. Als es Streit um die Frage gab, ob Maria als Gottes- oder als Menschengebärerin zu bezeichnen sei, sprach: ob Jesus Gott oder Mensch gewesen sei, glaubte Nestorios eine salomonische Lösung gefunden zu haben, als er <Christusgebärerin> vorschlug. Diese Benennung entsprach Strömungen der Antiochener Gotteslehre. Es kann daher gut sein, daß der Streit Nestorios ganz recht kam, vielleicht sogar von ihm inszeniert wurde. Er übersah dabei aber, daß die Angelegenheit, im Grunde eine hochkomplizierte Frage für Gelehrte, durchaus einen Sitz im Leben der meisten Christen besaß. Maria, die in den Evangelien nur am Rande vorkommt und auch im frühen Christentum keine große Rolle spielte, erfreute

sich seit einiger Zeit immer größerer Achtung. Die Marienverehrung griff um sich, und wahrscheinlich ist es kein Zufall, daß Pulcheria gerade ihre Jungfräulichkeit einsetzte, um eine starke religiöse Stellung zu gewinnen. Daß der Bischof Maria von der Gottesgebälerin zur Christusgebälerin machte, wirkte da wie ein Anschlag auf die Mutter Gottes. Diese Degradierung stand quer zum theologischen und vor allem rituellen Mainstream der Hauptstadt und weiter Teile des Reiches.

Der Streit erfüllte bald die gesamte Mittelmeerwelt. In Konstantinopel gab es heftigen Widerstand, und Nestorios, alles andere als ein Diplomat, forcierte die Auseinandersetzung noch in seinen Predigten. Als im Gottesdienst der Ruf laut wurde: «Wir haben einen Kaiser, aber keinen [rechtgläubigen] Bischof»,²⁹ wurden einige der Störer ins Gefängnis gebracht und gezüchtigt. Nestorios bediente sich also ohne Zögern des weltlichen Machtapparats, um seine Gegner zu disziplinieren. Die bedeutendsten Gegenspieler griffen jedoch von auswärts an. Die Bischöfe Kyrill von Alexandria und Caelestin von Rom ließen Nestorios von regionalen Bischofsynoden in Ägypten und Italien absetzen, und sie beeinflussten nach Kräften die Stimmung in Konstantinopel. So wurde das Urteil aus Alexandria Nestorios nach einer Messe überbracht, als zahlreiche geistliche und weltliche Größen im Bischofspalast versammelt waren. In dieser Situation großer Öffentlichkeit konnte der Bischof sich schlecht wehren.

Theodosius hielt an Nestorios fest, sicher weil dieser ihm seine theologischen Vorstellungen plausibel machen konnte, aber auch, weil er «seinen» Bischof nicht fallenlassen wollte. Angesichts dieser Unterstützung wähnte Nestorios sich unangreifbar, und so verlangte er zur Klärung der Streitfrage ein Konzil, auf dem er seine Feinde endgültig zu vernichten hoffte. Er ging dabei wohl davon aus, daß es in der Hauptstadt stattfinden würde. Statt dessen lud Theodosius die Bischöfe für Pfingsten 431 nach Ephesos. Der Kaiser versuchte so, eine Zuspitzung der öffentlichen Konfrontation in Konstantinopel zu vermeiden. In Ephesos traf Nestorios aber auf einen feindlichen Stadtbischof, sein kaiserlicher Patron war weit entfernt, und sein Gegner Kyrill war sowohl ihm als auch

den kaiserlichen Repräsentanten in politischer Geschicklichkeit um einiges voraus. Er brachte das Gros der Bischöfe (wieder fast nur aus dem Osten) dazu, Nestorios als Häretiker, der die Göttlichkeit Christi leugne, abzusetzen. Nestorios, der sich mit wenigen Getreuen in einem Haus in Ephesos verbarrikadiert hatte, schaffte es nur, ein Konzil der Minorität zu bilden und seinerseits Kyrill abzusetzen. Geklärt war damit freilich noch nichts. Ob Mehrheit oder Minderheit, zählte nicht, es kam nur auf die Begnadung durch den Heiligen Geist an. Die Entscheidung darüber, bei welcher Versammlung er gewaltet hatte, lag aber nicht bei einer geistlichen Instanz, sondern bei Theodosius: Jeder synodale Beschluß bedurfte der Bestätigung durch den Kaiser. Diesmal standen sogar zwei konträre zur Auswahl.

So kehrte die Auseinandersetzung nach Konstantinopel zurück. Insbesondere das Volk und die Mönche positionierten sich noch deutlicher gegen Nestorios. Der Bischof hätte jetzt dringend des Ohrs seines Kaisers bedurft, aber er saß in Ephesos fest. Aus der Ferne wirkte er weniger überzeugend, während die Opposition in den Straßen, in den Kirchen und am Hof um so besser zur Geltung kam. Schließlich ließ der Kaiser Nestorios fallen. In der gereizten Atmosphäre bestand die Gefahr, daß Theodosius' eigene Rechtgläubigkeit zweifelhaft erschien. Das hätte schwerwiegende Konsequenzen haben können, bis zu seinem Sturz. Deshalb war für den Kaiser die Ruhe der Hauptstadt ein hohes, ja ein höchstes Gut.

Das Konzil von Ephesos, genauer gesagt die Kyrillianische Versammlung, ging als Drittes Ökumenisches Konzil in die Kirchengeschichte ein. Daß der Sohn des Vaters und der Sohn Marias ein und derselbe Gott waren, war damit bestätigt. Nestorios fand sich in der syrischen Wüste wieder, seine Anhänger waren bald marginalisiert. Sie wichen über die Grenze nach Persien aus und begründeten dort die sogenannte Kirche des Ostens. Sie existiert heute noch unter dem Namen der Assyrischen (oder Ostsyrischen) Kirche. Im Reich aber hatte Kyrill triumphiert und mit ihm der Bischof von Rom.

Im Eifer des Gefechts hatte Kyrill aber Positionen bezogen, die recht drastisch formuliert waren. Sie betonten die eine, das heißt

die göttliche Natur Christi nach Ansicht vieler auf Kosten der menschlichen. Ende der 440er Jahre brach der christologische Streit erneut aus, wieder in Konstantinopel. Der Abt Eutyches, der eifrig Jagd auf tatsächliche und vermeintliche Nestorianer machte, genöß die Unterstützung von Dioskoros, Kyrills Nachfolger und Gralshüter. Sein Gegner Flavian, der Bischof von Konstantinopel, vertrat zwar keine Nestorianischen Positionen, aber mit seinem Hyperkyrillianismus stand Eutyches tatsächlich deutlich weiter von Nestorios entfernt. Nichts aber scheute der Kaiser, der einst Nestorios lange gestützt hatte, so sehr wie den Vorwurf des Nestorianismus. Zudem warf er Flavian vor, den Streit begonnen zu haben, obwohl ein Bischof sich seiner Meinung nach um das Wohl seiner Gemeinde zu sorgen und sich von theologischer Unruhestiftung fernzuhalten habe. Das war deshalb so schlimm, weil der Osten gerade unter den horrenden Zahlungen an Attila litt. In einer solchen Situation war der Friede der Kirche noch bedeutender als ohnehin. Zerbrach auch er, war dann die Gnade des Herrn nicht endgültig verloren?

Wieder wurde ein Konzil nach Ephesos einberufen. Theodosius hatte sich bereits mit Dioskoros verständigt, und so lief diesmal alles ohne Überraschungen ab. Der Bischof von Alexandria dominierte das Konzil von 449, Flavian wurde abgesetzt, und es triumphtierte die Lehre von der einheitlichen Natur (*mia physis*) Christi, in der sich Menschliches und (vor allem) Göttliches untrennbar verbunden hätten. Das Ergebnis war eine Kirchenspaltung: Diese miaphysitische Lehre war für den Westen unannehmbar, insbesondere für den Bischof von Rom, der Flavian vergeblich unterstützt hatte. Hatte Christus nicht wie ein Mensch gelitten? Setzte es seinen Kreuzestod für die gesamte Menschheit nicht herab, wenn er nicht auch selbst vollständig Mensch geworden war? Das waren gewichtige Fragen, aber Theodosius hatte seinen Willen durchgesetzt. Dabei blieb es bis zu seinem Tod ein Jahr später.

Sein Nachfolger Markian dachte anders, ja er wurde vielleicht deswegen Kaiser, weil er anders dachte. Das Zweite Konzil von Ephesos brachte es nicht zu einem Ökumenischen Konzil, es wurde statt dessen als Räubersynode abgetan. Markian berief 451 ein

neues Konzil ein, nicht mehr nach Ephesos, sondern, um es besser kontrollieren zu können, nach Chalkedon, gleich jenseits des Bosphoros. Dort versuchten die (wiederum fast vollständig östlichen) Bischöfe, einen Weg zwischen dem Nestorianischen und dem miaphysitischen Extrem zu finden. Sie legten fest, daß Christus wahrer Gott und wahrer Mensch sei. Zwei Naturen bestünden in ihm, eine göttliche und eine menschliche, diese seien unvermischt, unverändert, ungeteilt und ungetrennt miteinander verbunden.

Es ist nicht ganz einfach, sich etwas Unvermishtes und dennoch Ungetrenntes vorzustellen. Die Glaubensformel von Chalkedon verdankte sich einem zähen Ringen um jeden Buchstaben, und so unbefriedigend sah das Ergebnis auch aus. Einen Kompromiß stellte sie aber nicht dar. Im Westen wurde sie sofort akzeptiert. Das Entscheidende, das gleichberechtigte Zusammenwirken von Göttlichem und Menschlichem, war nämlich gegeben. Chalkedon ging in die Geschichte als Viertes Ökumenisches Konzil ein.

Für die Miaphysiten war Chalkedon aber unannehmbar, auch deshalb, weil ihr Anführer Dioskoros von Alexandria vom Konzil abgesetzt worden war. Schnell kam es zur Kirchenspaltung. In Ägypten, aber auch in weiten Teilen Syriens lehnten die Menschen die Zwei-Naturen-Lehre ab, sie sahen sie als Rückkehr zum Nestorianismus. In Alexandria, dem Zentrum des Widerstands, konnten chalkedonische Bischöfe sich nicht behaupten. Es kam, trotz militärischer Unterstützung, zu Lynchmorden. Kleinasien, die Balkanländer und Konstantinopel selbst waren dagegen überwiegend chalkedonisch und standen in Kommunion mit Rom, das heißt, die Bischöfe erkannten einander als rechthgläubig an und teilten das Abendmahl.

Die Einheit der Kirche war zerbrochen, und der Riß ging mitten durch den östlichen Reichsteil. Für heutige Betrachter ist es befremdlich, daß der Ausgang eines jeden der drei Konzile dieser Epoche vom Willen eines einzigen Politikers, des Kaisers, bestimmt wurde. Religiöse und weltliche Sphäre, Kirche und Staat waren immer noch untrennbar miteinander verbunden. So war es auch jetzt die Aufgabe des Kaisers, den Kirchenfrieden wiederherzustellen. Markian und sein Nachfolger Leon versuchten Chalke-

don manchmal mit Gesprächsbereitschaft, manchmal mit Waffengewalt durchzusetzen – vergeblich. Kaiser Basiliskos wechselte deshalb im Jahr 475 den Kurs jäh: In einem Erlaß, dem sogenannten Enkyklion, billigte er die Konzile von Nikaia, Konstantinopel und Ephesos (beide!), Chalkedon verwarf er ausdrücklich. Konstantin und Theodosius II. waren für ihn rühmenswerte Vorgänger, über Markian und Leon schwieg er. In Ägypten und Syrien wurde dieses Einschwenken auf die miaphysitische Linie bejubelt. Den zu erwartenden Widerstand aus Rom glaubte Basiliskos ignorieren zu können, weil Rom weit weg war. Ganz nah war aber die eigene Hauptstadt. Der Glaubenswechsel brachte das Volk und die meisten Mönche, schließlich auch den Bischof gegen Basiliskos auf. Dieser Widerstand wurde zu einem entscheidenden Faktor bei Basiliskos' Sturz nach nur zwanzig Monaten Regierung. Das war nicht nur ein religionspolitisches Fatale: Basiliskos hatte die Einheit des Reiches über die Interessen der Hauptstadt gestellt. Dafür bezahlte er mit dem Leben.

Sein Nachfolger, Kaiser Zenon, dem vor seiner Thronbesteigung ebenfalls miaphysitische Sympathien nachgesagt worden waren, lernte daraus. Das Problem blieb aber das gleiche. Zenon unternahm deshalb einen neuen Anlauf, diesmal mit ausgleichendem Charakter: Sein Henotikon (griechisch *hen*: das eine), entworfen von Bischof Akakios von Konstantinopel, suchte 482 die Einheit herzustellen, indem es die Uhr zurückdrehte. Erneut wurden die ersten drei Ökumenischen Konzile bestätigt, Ephesos II und Chalkedon aber ignoriert. Einem Großteil der Miaphysiten bot das Henotikon eine akzeptable Grundlage. Ihre Überzeugungen wurden zwar nicht ausdrücklich gebilligt, aber das Konzil, auf dem sie verworfen wurden, wurde nicht mehr erwähnt. So erfüllte das Henotikon seinen Zweck, es gelang halbwegs ein Ausgleich mit den östlichen Provinzen. Konstantinopel stand wieder in Kommunion mit Alexandria und Antiocheia.

Die meisten Chalkedonier lehnten das Henotikon aber ab, aus dem simplen Grund, daß sie Chalkedonier waren. <Chalkedon> war inzwischen über seine tatsächliche Bedeutung hinaus ein Symbol für den rechten Glauben geworden. Ignorieren wirkte da wie Ver-

werfen. In Kleinasien und auf der Balkanhalbinsel sorgte das Henotikon für Unruhe. Zenon mußte damit leben, daß die meisten Konstantinopolitaner seinen kirchenpolitischen Weg nicht mitgingen. Daß er sich trotz dieser Unsicherheit bis zu seinem Tod 491 auf dem Thron halten konnte, war eine große Leistung, zeigt aber auch, daß der Kaiser in seiner Hauptstadt durchaus über einen gewissen Spielraum in dogmatischen Angelegenheiten verfügte. Der Bischof von Rom bekämpfte das Henotikon natürlich mit aller Macht. Da die lateinische Hälfte des Reiches den Beschlüssen von Chalkedon ohne weiteres folgte, mußte er sich auch nicht mit den Problemen herumschlagen, die Zenon und Akakios umtrieben. Da es inzwischen in Italien keinen Kaiser mehr gab, sondern zunächst Odoakar, später Theoderich die Halbinsel kontrollierten, drohten dem Bischof von Rom keine Sanktionen des römischen Staates. Der Kaiser hatte schlicht keine Möglichkeit, ihn zu kontrollieren. So exkommunizierte der Bischof von Rom seinen Kollegen Akakios. Das daraus entstehende Schisma heißt nicht zu Unrecht das Akakianische. Der Riß verlief nun woanders, aber er bestand immer noch.

Die Ostgoten und Konstantinopel

Neben der Kirchenpolitik und diversen Usurpationsversuchen hatte Zenon ein außenpolitisches Problem: Seit dem Ende des Hunnenreiches Mitte der 450er Jahre traten die Goten im Osten wieder als politisches Handlungssubjekt auf. Anfangs siedelten sie mit kaiserlicher Erlaubnis als *foederati*, aber eine dauerhafte Befriedung des Heeresverbands gelang Konstantinopel jetzt ebensowenig wie seinerzeit bei den Westgoten. Ihre militärische Schlagkraft gestattete den Goten mehr, als für halbwegs ordentliche Jahrgelder auf Plünderungen zu verzichten. Seit etwa 470 machten mehrere Gruppen den Balkan unsicher. Einerseits waren sie zu schwach, um die politische Stabilität des Reiches ernsthaft zu gefährden. Mehrere Angriffe auf Konstantinopel scheiterten kläglich. Andererseits waren sie zu stark, um vernichtet werden zu können. Der Versuch,

sie in die Reichsstrukturen zu integrieren, mißlang, wenn er denn überhaupt ernstgemeint war. Zwei ihrer Führer, Theoderich Strabo und Theoderich der Amaler, wurden zu unterschiedlichen Zeiten zu Heermeistern ernannt. Ein nennenswerter Einfluß in Konstantinopel verband sich damit aber nicht. Die Goten blieben stets potentielle Feinde, die einmal offen bekämpft, dann wieder eingebunden wurden. Unbegründet war diese Einstellung nicht. Den Theoderichen ging es, nicht anders als seinerzeit Alarich, um das Wohl ihrer Goten, sie wollten Beute und Versorgung. Wenn das mit dem Reich zu bekommen war, um so besser, wenn nicht, dann eben gegen das Reich. Den Römern half, daß die beiden Theoderiche keineswegs immer in gemeinsamer Opposition zu Konstantinopel standen (oder sie sich teuer abkaufen ließen), sondern miteinander rivalisierten und sich bei Gelegenheit bekämpften. In jeder Konstellation aber verwüsteten sie den Balkan.

Theoderich der Amaler stand lange im Schatten Strabos. Nach dessen Tod 481 blieb aber er als der bedeutendste Gotenführer übrig. Es ist nicht ganz klar, von wem die Initiative ausging, aber im Jahr 488 schloß er eine Übereinkunft mit Zenon: Theoderich sollte alle Goten zusammennehmen und im Auftrag des Kaisers nach Italien ziehen, um die Herrschaft Odoakars durch die eigene zu ersetzen. Beide Seiten profitierten von diesem Deal. Theoderich erhielt endlich Sicherheit und Wohnsitze für seine Leute, dazu ein großes Reich und den ewigen Ruhm, Italien gewonnen zu haben. Was war dagegen schon Africa? Konstantinopel wurde die Goten auf dem Balkan los, und Zenon brachte seine Rechte auf Italien zur Geltung. Schließlich war er es, der Theoderich in Marsch setzte.

Odoakar stand zwar gar nicht außerhalb der imperialen Ordnung. Er sah sich nicht als König über die Römer, sondern über die barbarischen Völker (oder besser Söldner), die sich gerade in Italien aufhielten. Er trug nicht den Purpur, und Goldmünzen prägte er nur im Namen des Kaisers in Konstantinopel. Gleichzeitig mit der Übersendung des Kaiserornats hatte er darum nachgesucht, zum Patricius ernannt zu werden. Das war der Titel, den Aetius getragen hatte. Damit akzeptierte er die Oberhoheit des Kaisers. Doch bald erkannte Zenon, daß das wenig half, wenn er faktisch

über keinen Einfluß in Italien verfügte. Die Lage nach 476 wurde vom Osten also eher hingenommen als akzeptiert. Mit dem Gotenpakt bot sich nun die Gelegenheit, gleich zwei Probleme zu lösen.

489 langten die Goten in Italien an. In erbitterten Kämpfen in Oberitalien setzten sie sich (mit gelegentlicher Unterstützung der Westgoten) durch, dann aber schaffte es Theoderich in mehr als zwei Jahren nicht, den in Ravenna eingeschlossenen Odoakar zu bezwingen. Schließlich sicherte er seinem Gegner Schonung und gewisse Garantien zu, über die wir deshalb nicht viel sagen können, weil Theoderich das Arrangement schon nach ein paar Tagen durch die eigenhändige Ermordung Odoakars beendete. So wurde Theoderich der Herr Italiens und des angrenzenden Balkans. Zenon und er hatten nicht fixiert, was genau nach der Eroberung geschehen solle. Nach östlicher Lesart sollte Theoderich als eine Art Vizekönig herrschen, bis der Kaiser persönlich in Italien eintraf (was freilich, da die Augusti Konstantinopel kaum verließen, vielleicht erst in ferner Zukunft geschehen würde). Theoderich betrachtete Italien dagegen als Geschenk für seine Mühen. Doch wurde er von Zenons Nachfolger Anastasios trotz seiner Bitte nicht zum König erhoben. Da ließ er sich kurzerhand von seinen Goten zum König ausrufen. Durch die Kämpfe der letzten Jahre waren die auf dem Balkan zersplitterten Gruppen endgültig zu einem Volk zusammengewachsen: den Ostgoten.

Vier Jahre brauchte Anastasios, bis er die neuen Verhältnisse anerkannte. Dann wußten die Römer in Italien endgültig, daß sie sich mit einem neuen Herrn zu arrangieren hatten. Theoderich machte es ihnen aber einfach. Er folgte für seine Staatsgründung mehr dem westgotischen als dem vandalischen Vorbild. Die meisten der vielleicht 100 000 Goten siedelte er nördlich des Po an, auf Land, das Odoakar seinen Leuten gegeben hatte. Hier entstanden also kaum Irritationen im Verhältnis zu den Römern. Weiter südlich gab Theoderich sich mit Geldzahlungen zufrieden. Die somit nur maßvoll neugeordneten Bodenverhältnisse wurden zudem garantiert, die Römer mußten also nicht befürchten, im Laufe der Zeit doch noch ihr Land an einzelne Goten zu verlieren. Ohnehin waren sie vor Gericht mit den Goten fast gleichgestellt, auch wenn es eben-



sowenig wie bei den Westgoten zu einer einheitlichen Rechtsordnung kam: Ein gotischer Richter urteilte über Streitigkeiten zwischen Goten, ein römischer über die zwischen Römern, bei Auseinandersetzungen zwischen Goten und Römern entschied ebenfalls der gotische Richter, aber er hatte einen römischen Rechtsexperten beizuziehen. Maßgeblich war nämlich das römische Recht.

Die Ostgoten stützten sich schon aus Gründen der Praktikabilität auf die römische Verwaltung, die unter Odoakar recht ordent-

lich weiterfunktioniert hatte. Der Senat wurde demonstrativ in die Zivilverwaltung eingebunden, offizielle Verlautbarungen wurden von Römern nach dem Vorbild kaiserlicher Stilistik formuliert. Beide Konsuln ernannte zwar der Kaiser, den einen, westlichen, aber auf Vorschlag Theoderichs. Der König baute, vor allem Kirchen, und überhaupt pflegte er, obwohl selbst Homöer, gute Beziehungen zur nizänisch-chalkedonischen Kirche. Hier half ihm erheblich das Akakianische Schisma. Für die italischen Christen lebten auch im Osten Häretiker, es gab also keine Alternative zu einem Arrangement mit den homöischen Herren.

Trotz oder gerade wegen der gedeihlichen Verhältnisse Italiens blieb das Verhältnis zum Kaiser schwierig. Anfang des sechsten Jahrhunderts gab es einen bewaffneten Konflikt im Grenzgebiet auf dem Balkan, ein gotischer Feldherr schlug ein Heer Konstantinopels. Anastasios war durch einen neuen Perserkrieg gebunden, und so blieb der große Krieg aus. Einige Unfreundlichkeiten später wies der König Anastasios aber doch darauf hin, daß er zwar dessen überlegene Stellung anerkenne, als Besitzer Roms aber durchaus ähnliche Autorität besitze, als einer von zwei Herrschern innerhalb des Reiches. Das war eine kaum verhüllte Drohung.

Aus Furcht vor einer Invasion Konstantinopels bemühte Theoderich sich darum, sich mit den anderen Germanenreichen abzustimmen und sie in einem Bündnissystem unter seiner Leitung zusammenzuführen. Sein bevorzugtes Mittel dazu war eine Heiratspolitik im großen Stil: Seine Schwester heiratete den Vandalenkönig, seine Nichte den Thüringerkönig, eine Tochter den Westgotenkönig, eine weitere den burgundischen Thronfolger, und er selbst vermählte sich mit der Schwester des Frankenkönigs Chlodwig.

Dieser Chlodwig – zu ihm gleich mehr – bereitete ihm aber seine größte politische Niederlage. Als Chlodwig den Konflikt mit den Westgoten suchte, wollte Theoderich ihn an der Spitze der Koalition einiger germanischer Völker aufhalten. 507 wurde er dann aber selbst daran gehindert einzugreifen: Während Chlodwig die Westgoten besiegte, attackierten kaiserliche Schiffe in einer offensichtlich koordinierten Aktion die italische Küste. Theoderich



Theoderich auf einem Goldmedaillon

mußte sich darauf beschränken, die Existenz des iberischen Teils des Westgotenreichs zu garantieren. Daß er dann aber selbst einen Großteil der gallischen Mittelmeerküste in Besitz nahm, war wohl weniger ein Ausweis von Doppelbödigkeit als der Versuch, die territoriale Verbindung mit dem stammverwandten Reich zu erhalten. Als 511 sein Enkel Amalarich zum König der schwer geschlagenen Westgoten erhoben wurde, agierte Theoderich als sein Vormund, auch wenn er die Regierung nicht persönlich ausübte.

Theoderich blieb zuerst und vor allem ein König der Goten. Auf seinen Goldmünzen war, wie bei Odoakar, der Kaiser zu sehen. Nur ein Medaillon, das nicht im regulären Umlauf war, zeigte den König selbst. Er ist kaum anders dargestellt als ein Augustus, er hält sogar einen Globus samt Siegesgöttin in der Hand. Ins Auge springt aber die Bartracht: nicht glattrasiert wie die meisten Kaiser, kein Vollbart wie bei Julian, sondern der Schnurrbart eines Germanen.

Theoderichs Priorität zeigte sich am deutlichsten daran, daß er nicht als Nachfolger der Caesaren in Rom residierte, sondern in Norditalien zwischen Ravenna, Verona und Ticinum pendelte, nahe dem Gros seiner gotischen Untertanen. Durch seine ausglei-

chende Politik hielt er seine Soldaten im Zaum, wurde aber auch für die Einheimischen zur Respektsperson, für viele wohl auch zum akzeptierten Herrn. So wie die Goten als Soldaten dienten, so erbrachten die Römer ihren Anteil als Steuerzahler. Sie erlebten endlich wieder stabile und sogar halbwegs friedliche Zeiten. Niemals kam es zu einem Aufstand, trotz des religiösen Gegensatzes, trotz der barbarischen Fremdherrschaft und trotz (oder wieder: wegen) des Verzichts darauf, den Römern möglichst viele Machtmittel zu nehmen. Theoderichs Leistung im Frieden übertraf die im Krieg. Nicht wenig half ihm dabei die schlichte Dauer seines Lebens. 33 Jahre, länger als eine Generation, herrschte er unangefochten über das alte Kernland des Imperiums, als bedeutendster Germanenkönig seiner Zeit.

Chlodwig und die Franken

Chlodwig hatte es einfacher als Theoderich. Als er 481 oder 482 zur Herrschaft kam, war Gallien dem Einfluß und zu einem guten Teil auch dem Interesse Konstantinopels entrückt. Weder brauchte er einen Auftrag des Kaisers noch ein Arrangement mit ihm. Statt dessen konnte er, fast wie ein auswärtiger Herrscher, Bündnisse mit ihm schließen, die sich gegen gemeinsame Feinde (Theoderich) richteten. Ohne die geographische Entfernung wäre das nicht denkbar gewesen. Ein weiterer Vorteil war, daß Chlodwig nicht als Fremdherrscher ins Land kam. Die Franken siedelten schon seit der Mitte des vierten Jahrhunderts diesseits des Rheins. Mit der Zeit hatten sie sich von ihrem Kerngebiet am Niederrhein nach Westen ausgebreitet, angesichts der römischen Agonie mal mit der Billigung des Kaisers, mal ohne sie. Zu Chlodwigs Zeit gab es eine ganze Reihe fränkischer Herrscher im Raum zwischen Ärmelkanal, Oberrhein und Maingegend. Die Franken waren natürlich nicht auf Einladung der Provinzialen gekommen. Aber in den zurückliegenden Jahrzehnten hatten beide Seiten Gelegenheit gehabt, sich kennenzulernen oder, um es nicht zu harmonisch auszudrücken, einigermaßen miteinander auszukommen. Es gab aller-

dings ein großes Hindernis, das ähnliche Annäherungsprozesse wie am Westgotenhof in Tolosa verhinderte: Die meisten Franken waren Heiden.

Chlodwig selbst stammte aus der Gegend um Tornacum (Tournai). Er war der Enkel Merovechs und der Sohn Childerichs. Das im 17. Jahrhundert entdeckte Grab Childerichs enthielt einen Siegelring, auf dem der Vater als *rex* bezeichnet wurde. Er hatte sich also einen römischen Titel zugelegt (oder ihn sogar von römischen Autoritäten verliehen bekommen). Gleichzeitig wurde er mit Beigaben beerdigt, die zu keinem Römer, sondern nur zu einem germanischen Fürsten der Völkerwanderungszeit paßten. Am meisten fallen die mehr als zwanzig Pferde auf, die mit dem König bestattet wurden, eines, offenbar das persönliche Streitroß, sogar in einer Kammer über der Childerichs selbst. In diesem Spannungsfeld zwischen germanischem Königtum und (post-)römischer Staatlichkeit wurde das Frankenreich geschaffen.

[...]

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de